

„Sind Sie überzeugt, daß Ihre Frau keine Werthfachen befaß? — Geld zum Beispiel?“

„Sie gab ihr Geld schneller aus, als sie es einnahm. Wir waren immer in Schulden, die wenigen Schmuckfachen, die sie jemals befaßte, waren verpfändet.“

„Sind Sie dessen sicher, daß sie keine werthvollen Juwelen zur Zeit ihres Todes befaß?“

„Soviel ich weiß, hatte sie keine.“

„Das ist seltsam,“ sagte Mister Warren. „Ich hörte ein Gerücht von einem Diamantenhalsband zu jener Zeit, welches an zwei oder drei Abenden vor dem Mord von einem Mädchen im Theater, das ihr beim Ankleiden half, gesehen worden war. Ihre Frau trug ein breites, schwarzes Sammetband um den Hals, als sie zur Bühne Toilette machte, welches die Diamanten gänzlich verbarg, und nur zufällig hat das Mädchen sie gesehen.“

„Das muß eine Fabel sein,“ sagte Treverton, „meine Frau befaß niemals ein Diamantenhalsband, sie war niemals im Stande, ein solches zu kaufen.“

„Vielleicht hat sie es als Geschenk erhalten,“ bemerkte Mister Warren ruhig.

„Sie war eine anständige Frau.“

„Zugegeben. Solche Geschenke werden auch anständigen Frauen gesandt, vielleicht nicht oft, aber die Sache ist immerhin möglich. Es kann sein, daß der Mörder von dem Besitz dieses kostbaren Schmuckes gehört hat, und dadurch seine Eier erregt worden ist.“

Treverton schwieg. Er erinnerte sich des anonymen Bewunderers seiner Frau, der das Armband gesandt hatte. Nach seiner Erkundigung bei dem Juwelier hatte er die Sache ganz vergessen, da keine weiteren Geschenke eingegangen waren.

„Haben Sie an alle die Leute im Hause gedacht?“ fragte Mister Warren.

John Treverton zuckte mit den Achseln. „Was kann ich von ihnen denken? Niemand im Hause konnte irgend eine Veranlassung gehabt haben, meine Frau zu ermorden.“

„Es ist ziemlich klar, daß der Mord nicht von jemand, der von außen ins Haus kam, verübt worden ist,“ sagte Mister Warren, „außer, wenn die Hausthür im Lauf des Abends offen geblieben wäre, so daß der Mörder sich einschleichen und verbergen konnte, bis jedermann zu Bett gegangen war. Um welche Zeit kam Ihre Frau gewöhnlich vom Theater zurück?“

„Etwa um zwölf Uhr, gewöhnlich vor zwölf Uhr.“

„Der Mörder kann ihr in das Haus nachgefolgt sein! Sie hatte wahrscheinlich einen Hausschlüssel?“

„Ja.“

„Vielleicht war sie sorglos beim Schließen der Thüre und ließ sie offen? Es ist sehr wohl möglich, daß jemand nach ihr das Haus betreten und nach der That ruhig wieder verlassen hat.“

„Gewiß!“ erwiderte Treverton mit einem bitteren Lächeln. „Aber wenn wir nicht wissen, wer das war, so kann uns das nichts helfen.“

„Was wissen Sie von dem Manne im zweiten Stock, — diesem Desrolles? Was ist er für ein Mensch?“

„Ein herabgekommener Gentleman,“ erwiderte Treverton mit etwas beunruhigter Miene.

Er hatte einen besonderen Widerwillen davor, von Desrolles zu sprechen.

„Könnte er nicht etwas Schlimmeres sein?“ sagte Mister Warren. „Dieser Desrolles war zur Zeit des Mordes im Hause. Sonderbar daß er von dem Kampf nichts gehört haben sollte.“

„Frau Karober hat auch nichts gehört, obgleich ihr Zimmer darunter lag und sie jede Unruhe im Zimmer meiner Frau hätte hören müssen.“

„Ich möchte gern alles erfahren, was Sie mir über Desrolles sagen können,“ sagte Mister Warren, über sein Notizbuch gebeugt.

Campion saß schweigend da und hörte mit offenen Augen zu, für ihn war der berühmte Verteidiger ein Gott.

„Ich kann Ihnen sehr wenig sagen,“ erwiderte Treverton, „ich weiß nichts Nachtheiliges von ihm, außer, daß er arm war und den Brantwein mehr liebte, als ihm gut war.“

„Ich sehe,“ erwiderte Warren rasch, „ein Mensch, welcher für Geld alles thun würde.“

Treverton fuhr auf. Er konnte nicht leugnen, daß dies der Wahrheit nahe kam. Mit Entsetzen dachte er daran, daß dieser Mann Lauras Vater war, und daß in jedem Augenblick der Schimpf dieser Verwandtschaft bekannt werden könnte, wenn man darauf bestehen würde, Desrolles zu verhören. Zum Glück befand sich Desrolles in Paris, wo nur der Anwalt, der seine Pension empfing, ihn zu finden wußte.

Mister Warren stellte noch viele andere Fragen, von welchen einige trivial und unbedeutend schienen, welche aber Treverton, so gut er konnte, beantwortete.

„Ich hoffe, Sie glauben an meine Unschuld, Mister Warren?“ sagte er, als der Verteidiger ihm zum Abschied die Hand reichte.

„Von ganzem Herzen,“ erwiderte der andere mit Ernst, „und was noch mehr ist, ich denke, Ihre Sache durchzuführen. Es wird Mühe kosten, aber ich glaube, es liegt im Bereich der Möglichkeit. Ich wünsche nur, Sie könnten mir helfen, Desrolles zu finden.“

„Das kann ich nicht!“ sagte Treverton entschieden.

„Schade! Nun, guten Tag! Die Verhandlung ist bis nächsten Donnerstag aufgeschoben, wir haben also eine ganze Woche vor uns. Es wäre sonderbar, wenn wir in dieser Zeit nicht etwas thun könnten.“

„Die Polizei hat in zwölf Monaten sehr wenig gethan,“ sagte Treverton.

„Die Polizei hat kein Monopol menschlicher Intelligenz,“ erwiderte Mister Warren.

Am andern Morgen standen zwei Anzeigen in der Times, dem „Telegraphen“ und dem „Standard“:

„Desrolles! — Zehn Pfund Belohnung erhält jeder, welcher die jetzige Adresse von Monsieur Desrolles, früher wohnhaft in der Gibberstraße, angiebt.“

„Juweliere! Pfandleiher! usw.! Verloren im Februar ein Halsband mit falschen Diamanten. Wer über dasselbe Nachweis geben kann, erhält eine gute Belohnung.“

39. Frau Svitt macht eine Enthüllung.

Frau Svitt war sehr krank. Schon seit langer Zeit litt sie an Melancholie, ließ den Kopf hängen, seufzte oft ohne sichtbare Veranlassung und sah alles in düsterer Färbung, wie es bei einer Person, welche selten einen Sonnenstrahl sieht, natürlich ist. Sie war immer leidend gewesen, litt an fliegenden Schmerzen und Stichen und sprach oft von ihrer Leber und anderen leidenden Organen. Deshalb war sie keine angenehme Gesellschafterin. Aber eine lange Reihe von Miethern hatte dies ertragen, weil sie leidlich sauber und ehrlich war. Sie war stolz darauf, wenn sie erzählte, daß sie niemals einen Miether auch nur um eine Brotkruste gebracht habe, Semmel, Kuchen, Speck, Früchte, Mehl, Eier, welche ihren Miethern gehörten, waren so sicher bei ihr aufgehoben, wie in der Bank von England.

Gerard, für welchen jeder Pfennig wichtig war, hatte diese erhabene Tugend bei seiner Wirthin entdeckt und achtete sie dafür. Er hatte viel gelitten von den Harpyen, bei denen er früher gewohnt hatte. Jetzt reichte ein halbes Pfund Thee oder Kaffee zweimal so lange, als in seinen früheren Wohnungen. Sie war eine musterhafte Wirthin und es be-

lohnnte sie gern durch kleine Gefälligkeiten, die in seiner Macht lagen.

„Nun, was ist's mit Ihnen?“ fragte Gerard, als er eines Abends nachhause kam. „Sie sehen sehr schlecht aus!“

„Das weiß ich,“ erwiderte Frau Ewitt mit düsterer Resignation, „ich habe die Gicht.“

„Gicht? Unfönn!“ rief Gerard. Dann erhob er sich und fühlte ihren Puls. „Zeigen Sie die Zunge! Gut. Ich werde Sie bald wieder auf die Beine bringen, wenn Sie thun, was ich Ihnen sage.“

„Was ist das?“

„Zu Bett gehen und dort bleiben, bis Sie gesund sind.“

„Und wer wird das Haus besorgen?“ fragte Frau Ewitt betrübt. „Ich bin ruiniert!“

„O nein, ich bin jetzt gerade Ihr einziger Miether und habe nichts nöthig. Sie müssen auch eine Wartefrau haben.“

„Nächtlich Pence den Tag, drei reichliche Mahlzeiten und eine Flasche Bier!“ seufzte Frau Ewitt. „Ich würde Hab und Gut verlieren! Ich muß aufbleiben, Mister Gerard, aber ich will ein Mädchen annehmen. Ich weiß ein bescheidenes Mädchen, welches für die Beköstigung und eine Kleinigkeit die Woche kommen würde.“

„Ach,“ sagte Gerard, „es giebt eine große Menge Leute, welche in den Straßen von London umhergehen und gerne für Beköstigung kommen würden. Das Leben ist ein schweres Problem, meine werthe Dame!“

Die Dame stimmte bei.

„Nun hören Sie auf mich,“ sagte Gerard ernsthaft, „wenn Sie gesund werden wollen, dürfen Sie nicht in dieser Höhle unten schlafen.“

„Höhle!“ rief Frau Ewitt entrüstet.

Jeder Athemzug dort ist mit schädlichen Gasen erfüllt. Sie müssen im ersten Stock Ihr Bett aufschlagen und einheizen.“

„Nicht in Ihrem Zimmer, Mister Gerard!“ rief Frau Ewitt mit einem Schauder. „Das könnte ich nicht, das wäre mein Lob!“

„Nun, dann in Desrolles Zimmer, dagegen werden Sie wohl nichts haben?“

Wieder schauderte Frau Ewitt. „Ich bin so nervös,“ sagte sie, „daß ich die Zimmer oben kaum betreten kann!“

„Unten werden Sie aber nicht gesund werden. Nehmen Sie das Schlafzimmer im ersten Stock, dort ist Licht und Luft.“

„Ja, das kann ich thun,“ sagte Frau Ewitt, „obgleich es mir leid thut um meinen schönen Salon.“

Bald kam auch ein Mädchen, Namens Semina, ein kräftiges Mädchen mit pockenarbigem Gesicht. Sie war gebüldig, immer heiter und zufrieden mit dem kläglichsten Lohn und dabei an schlechte Behandlung so gewöhnt, daß sie sich immer wunderte, wenn jemand sie nicht rauh anfuhr.

Am dem Abend, als Frau Ewitt sich zu Bett legte, kamen Mister Warren und Sampson nach dem Hause in der Eibberstraße, um Erkundigungen einzuziehen. Gerard sah sie und erfuhr zu seinem großen Erstaunen und mit Entrüstung die Verhaftung Trevertons. Er war überzeugt, daß Eduard Clare diese Veranlastung hatte, und war ärgerlich über sich selbst, daß er der Bosheit des jungen Mannes Vorschub geleistet hatte.

„Es gab eine Zeit, wo ich an Trevertons Schuld glaubte,“ sagte er zu Mister Warren, „aber seit ich ihn gesprochen habe, letzten Sonntag, bin ich anderen Sinnes geworden.“

„Sie würden niemals schlimm von ihm gedacht haben, wenn Sie ihn so gut gekannt hätten wie ich,“ sagte der treue Sampson. „Aber Mister Warren wird ihn durchbringen.“

„Ich glaube,“ bestätigte der berühmte Vertheidiger.

„Mister Warren hat schon viele durchgebracht, Unschuldige und Schuldige.“

„Auch Schuldige!“ bestätigte der Vertheidiger mit selbstzufriedener Ruhe. Er bedauerte, Frau Ewitt nicht sehen zu können.

„Ich möchte nur einige Fragen an sie richten.“

„Sie ist viel zu schwach dazu,“ erwiderte Gerard, „ich glaube auch kaum, daß sie Ihnen mehr über den Mord sagen kann, als sie bei der Voruntersuchung ausgesagt hat.“

„O, doch,“ meinte Warren, „sie würde mir noch viel zu sagen haben.“

„Glauben Sie, daß sie etwas zurückhält?“

„Vielleicht nicht absichtlich, aber es bleibt immer etwas ungefragt, irgend eine unbedeutende Einzelheit, welche Sie vielleicht für nichts achten, die aber für mich großen Werth haben könnte. Bitte, theilen Sie es mir sogleich mit, wann ich die Dame sehen kann.“

Gerard versprach dies, und dann ließ sich der Advokat, anstatt sich zu verabschieden, im Lehnstuhl des Arztes häuslich nieder und schürte eifrig das Feuer im kleinen Kamin. Der berühmte Vertheidiger schien in einer müßigen Stimmung zu sein und keinen Werth auf die Zeit zu legen. Der ehrliche Sampson wunderte sich darüber.

Das Gespräch lenkte sich natürlich auf die Mordthat. Gerard sprach von Madame Chicot und ihrem Manne, und erst nachdem Mister Warren und sein Begleiter gegangen waren, wurde er dessen gewahr, wie gewandt der erfahrene Advokat ihn einem Kreuzverhör unterworfen hatte, ohne daß er es selbst merkte.

Gerard suchte eifrig in den Zeitungen nach Berichten über den Fall Chicot. Auf Frau Ewitts inständige Bitte las er ihr den Bericht im Abendblatt nach dem Verhör vor. Sie zeigte ein ganz besonders lebhaftes Interesse für den Fall.

„Glauben Sie, daß er gehangen wird?“ fragte sie.

„Meine gute Dame, bis zum Hängen ist's noch weit.“

„Aber die Sache sieht schwarz aus, nicht wahr?“

„Die Umstände scheinen allerdings ihn als Mörder zu bezeichnen. Man hat keinen anderen gefunden, welcher ein Motiv zu dieser That gehabt hätte.“

„Und Sie sagen, er hat eine süße, junge Frau?“

„Eine der lieblichsten Frauen, die ich je gesehen habe. Es thut mir sehr leid um sie.“

„Wenn Sie ein Geschworener wären, würden Sie ihn schuldig sprechen?“ fragte Frau Ewitt.

„Ich wüßte nicht, was ich thun würde. Ich müßte meine Stimme den Umständen gemäß abgeben, und die Umstände sprechen sehr stark gegen ihn.“

Frau Ewitt seufzte und wandte den Kopf gegen die Wand.

„Armer junger Mann!“ murmelte sie. „Er war immer höflich. Es würde mir leid um ihn thun. Es wäre entsetzlich!“ rief sie mit ängstlicher Aufregung aus, indem sie sich auf dem Kissen aufrichtete und den Arzt starr ansah. „Wenn er gehangen würde und dabei unschuldig, ich könnte es nicht ertragen! Nein, ich könnte es nicht ertragen! Der Gedanke würde mich ins Grab bringen, und ich glaube, ich hätte auch da keine Ruhe!“

Gerard dachte, die alte Frau spreche in der Fieberhige. Er griff nach dem Puls und sah nach der Uhr.

Ja, der Puls ging rascher als am Morgen.

„Ist Semina da?“ fragte Frau Ewitt hastig, den Bettvorhang beiseite ziehend.

Ja, da saß Semina, glücklich darüber, in einem warmen Zimmer sitzen zu können, wo ihr niemand Teller und Tassen an den Kopf warf.

(Fortf. folgt.)

Der Ordonnanzritt.

Militärische Humoreske von Martin Fließ.

(Schluß.)

Tausend Gedanken durchkreuzten mein Gehirn, Gedanken ohne mächtiger Wuth und Beschämung. Ich appellirte an meine Geistesgegenwart. Was sollte ich dort? Dem Dragonerobersten eine Meldung abstaten, ihm einen Befehl überbringen, den ich nicht verstanden hatte. „Zwar kein Kavallerist gewesen,“ hatte Excellenz gesagt, aber doch war ich von ihm einer Auszeichnung gewürdigt, hatte er mir doch Gelegenheit gegeben, mich hervor-

zutun. Und ich armer Infanterist war auf dem sicheren Wege, ein Hohn und Gelpött der Kavallerie zu werden und — vor meinen Augen stümmerte und wogte mein erregtes, durch den rasenden Galopp geschütteltes Blut, — die Ideen und Bläne Sr. Excellenz zu durchkreuzen, das Gelinaen des Mandüberschlusses in Frage zu stellen. „Bieber A., wollen Sie nicht lieber das väterliche Gut beackern?“ hörte ich im Geiste meinen Obersten

fragen, wenn ich, zurückgekehrt, meine Meldung abstattete, denn auch mein Unglück wird, wie jedes andere, schnell reiten, mir meilenweit voraus, — dann sah ich die Kameraden und den Regimentsadjutanten, dessen Geschäfte ich so eifrig geführt, — ihre bedauernden Gesichter und hinter meinem Rücken manche schadenfrohe Miene.

„Großer Gott,“ — ächzte ich aus gequälter Brust, „verlaß mich nicht,“ — da, ein rettender Gedanke, durchblitzte mein Gehirn, entweder oder — schlimmer kann es nicht werden, — mein Entschluß war gefaßt und es war höchste Zeit, in kaum 15 Minuten waren $\frac{3}{4}$ Meilen durchflogen, — dort ragte bereits der Kirchturm von Buddorf hervor, ich sah die blauen Dragoner ihre Pferde tummeln, war mitten unter ihnen, bald varierte ich mein Roß vor ihrem Regimentscommandeur. „Gehorhambt zu melden, Ordmanzoffizier des kommandirenden Generals, Dragoner, — aber reiten Sie, was Teufel hält“ — diese im schnellsten Redefluß gesprochenen Worte des Generals, die mir verständlich geliebt waren, donnerte ich in lauteftem, dienstlichen Melbetone dem erstauenten, fast verblüfft darsinblickenden Dragoneroberrst vor, — machte Kehrt und saufte zurück.

„Herr sind Sie her —“ hörte ich den Oberst mir nachrufen, „don war ich außer Gehörweite.“

Ich athmete etwas freier, — ich dachte an nichts, das Unglück hätte mich doch bald niedergeschmettert. Mein Knappe war abgehört und hatte nicht mehr die schnellste Gangart. Da war es, als dröhnte dicht hinter mir der Boden, ich blickte zurück, — großer Gott, — noch höchstens tausend Schritt entfernt, jagte das ganze Dragoner-Regiment, der Oberst an der tête, mit nach. Ich knirschte mit den Zähnen, also nicht einmal aufpassen ließ sich mein Unglück, der Dragoneroberrst hatte die schneidigste Idee, die er eben haben konnte, mir mit dem ganzen Regimente nachzusetzen, um mich meiner Unwissenheit zu überführen, vor dem Ober, vor der ganzen Suite.

Ich ließ meinem Knappe wieder die Bügel schießen, die Entfernung zwischen mir und meinen Verfolgern verminderte sich zwar, doch war dies zwecklos, — einen Moment schien blutiger Nebel meine Augen zu umhüllen, dann war ich meiner Sinne wieder mächtig; vor mir lag die Waldflüze, doch stand der General mit Befolge nicht mehr hart an derselben, sondern war auf hundert Schritt in den Wald eingerückt, als ob er sich zu verbergen trachtete. Ich jagte direkt auf den spizen Winkel der Flüze zu und hatte einen knappen, kurzen Ueberblick auf die Ebene jenseits des Waldes. „Galt — was war das, — vier oder fünf Batterien, ein halbes Regiment, — waren im Begriff, mit ihrer Bedeckung um die Waldecke zu biegen, und — es war eine Abtheilung des gegen uns manövrierenden Corps — wahrscheinlich dicht an unserer Flüze gegen uns Aufstellung zu nehmen. Meine Verwirrung stieg wieder — ich beobachtete nicht die

feindlichen Abzeichen der Artillerie und der sie bedeckenden Infanterie — die Dragoner in ihrem rasenden Ritt mußten Kanonen und Mannschaften unfehlbar kurz und klein reiten, so bald die nichtsahnende Artillerie nur um die verbergende Waldecke gebogen war. Hätte ich das feindliche Corps erkannt, meine Gefistesgegenwart wäre zurückgekehrt, ich hätte meinen Auftrag jetzt begriffen. Auch der General hatte die Situation überblickt — — — alle Adjutanten sprengten mit Trompetern den Dragoner entgegen . . . „Halt . . . halt“ . . . Dragoner und Artillerie durcheinander, letztere außer Gefecht gesetzt und umzingelt — ich meldete mich als zurück beim General.

„Tüchtiger Infanterist, haben Schneid, viel Schneid, sehr viel Schneid — müssen durchaus zur Kavallerie — Herr — Premierlieutenant“ — mein erhitztes, abgeängstigtes Sekondelieutenantsgesicht strahlte im siebenten Himmel — — — nach den Qualen, nach dem Schreden.

Manöver war aus, Excellenz hielt Kritik ab, um ihn sein Gefolge, seine Regimentscommandeure. Excellenz war zufrieden und blätterte in seinem Notizbuch nach besonders bezeichneten Momenten. „Lieutenant von K. hat die Schneidigkeit eines tüchtigen Kavalleristen und sich als schneidiger Reiteroffizier bewährt, die ihm auftragene Ordre umsichtig und brav ausgeführt; infolgedessen wurden die fünf Batterien des XI. Corps, welche ich durch mein Fernrohr herannahen sah, deren Eintreffen ich richtig berechnete, durch die 6. Dragoner außer Gefecht gesetzt. War ein Glanzpunkt des Manövers. Nicht mindere Anerkennung verdient Oberst von Brausewetter, dessen Dragoner Zeugnis ablegten von der vorzüglichsten Schulung des Regiments, seine Schlagfertigkeit und Schneidigkeit. Ich bin von Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Otto, beauftragt, einen schneidigen Flügeladjutanten für Höchstendelben zu wählen — mein bezüglicher Entschluß in betreff Ihrer, Oberst von Brausewetter, ist gefaßt, melden Sie sich in . . . sofort bei Seiner Königlichen Hoheit, Ihr Brigadecommandeur hier bewilligt Ihnen den dreitägigen Urlaub.“

„Wieder ein Kavallerist Flügeladjutant,“ murmelte die Infanterie.

„Lieutenant von K., treten Sie vor!“

„Befehlen Excellenz!“

„Im Namen Seiner Majestät werden Sie hiermit zum Premierlieutenant ernannt, Sie treten vorläufig in Ihr Regiment zurück — ich jage „vorläufig“ in der Hoffnung, daß sie zur Kavallerie übergeben, diese Waffe kann schneidige Offiziere brauchen.“

„Und die Infanterie sehr schneidige,“ murmelten wieder meine Kameraden.

Oberst von Brausewetter drückte mir beim Abschiede die Hand, er wurde Flügeladjutant — ich blieb und bin noch gern bei der Infanterie.

Bunte Zeitung.

* **Der Roman einer Sängers.** Im Jahre 1885 war's, da betrat als Amtmannstochter im „Trompeter von Saffingen“ eine junge Sängersin zum ersten Male die Bühne des Berliner Opernhauses. In einer Loge, gegenüber der kleinen Königsloge, saß neben Herrn v. Stephan ein wohlstaurter Schlächtermeister aus Rauen, der mit großem Interesse und fast väterlicher Theilnahme dem Gesang der jungen Debutantin lauschte und bergensfroß war, als sie Beifall fand. Er hatte alle Urache, auf den Ausgang des Debuts gespannt zu sein, hatte er doch die ersten Schritte der jungen Sängersin auf dem ihm so fremden Boden der Kunst behütet und beschirmt. Es war ein eigenthümlicher Zufall, der den Schlächtermeister Z. zu dem jungen Mädchen und das junge Mädchen zur Kunst geführt hatte. In einem Nachmittag stand Meister Z., der ein Engrosfleischgeschäft nach Berlin betreibt und wöchentlich zweimal nach der Residenz kommt, am Willesthalter in Rauen, um ein Billet nach Berlin zu lösen, als zwei Mädchen herantreten, um gleichfalls Billets nach Berlin zu kaufen. Doch es zeigte sich, daß ihnen 80 W. an der nöthigen Summe fehlten, und der Meister zahlte den kleinen Betrag, um den Mädchen die Reise nach Berlin zu ermöglichen. In dankbarer Offenherzigkeit erzählten sie ihm unterwegs, daß sie auf einem Gute in Berge bei Rauen engagirt gewesen, die eine, eine bildhübsche Blondine, als Stubenmädchen, die andere als Kuhmagd. Sie hatten es jedoch nur einen Tag auf dem Gute ausgehalten, da sie den ganzen Tag über argstrenge beschäftigt wurden, Kartoffeln aufzuladen. In Berlin angekommen, ging der Meister mit den beiden Mädchen noch in das damalige Restaurant „Kuhstall“. Dort ließen die Mädchen sich eine Zeitung geben, um die Stellenangebote zu lesen. Blöthlich rief das Stubenmädchen: „da melde ich mich,“ und zeigte auf eine Annonce, in der stimmbegabte junge Mädchen zur Ausbildung für die Bühne gesucht wurden. Auf die weiteren Fragen des alten würdigen Meisters erzählte dann das junge Mädchen, wie sie in ihrer Heimath, einem kleinen mecklenburgischen Dorfe, der Liebbling des Lehrers gewesen sei, in der Kirche als Solosängersin gewirkt habe und wegen ihrer

schönen Stimme belobt worden sei. Der alte Meister nahm Antheil an dem jungen, hoffnungsfrohen Mädchen und versprach ihr, nach Kräften förderlich zu sein. Sie meldete sich, ihre Stimme wurde geprüft und für so gut befunden, daß das Mädchen dem damaligen Intendanten, Herrn von Hülsen, empfohlen wurde. Sie sang im Opernhaus Probe und erhielt nun die weitgehendste Förderung. Man bot ihr an, sie auf kaiserliche Kosten auszubilden zu lassen und gab ihr gleichzeitig hundert Mark zu einer Reise in die Heimath, um die Zustimmung ihrer Eltern zu ihrer Bühnenaufbahn einzuholen. Die Eltern gaben hocherfreut ihre Einwilligung — und der erste Erfolg des jungen Mädchens war jenes Auftreten im Opernhaue, zu der Meister Z. natürlich einen der vornehmsten Plätze erhalten hatte. Einige Jahre waren seitdem vergangen. Die junge Sängersin war mit Genehmigung der Hoftheaterdirektion ins Ausland gegangen, um weitere Gesangsstudien zu treiben. Dort hatte sie Gefallen gefunden an dem Reitport Sie war bald eine flotte, ihrer Eleganz und Schönheit wegen viel bewunderte Reiterin geworden — doch an einem Tage hatte sie ihrem feurigen Knappe zu viel zugemuthet, das Thier war gestürzt, die Sängersin war zu Boden geworfen, nur das Dazwischentreten eines beherzten Amerikaners hatte sie vor weiterem Unfall behütet. Der Amerikaner, Besitzer großer Farmen, bot der schon lange von ihm verehrten Sängersin nach kurzer Bekanntschaft seine Hand; die Sängersin aber, die in ihrer Dankbarkeit niemals ihren ersten Gönner vergessen, fragte erst bei Meister Z. an, was sie thun sollte, und erst als dieser ihr dazu rief, folgte sie dem Zuge ihres Herzens. Durch die Beziehungen des Amerikaners zu einem bekannten englischen Diplomaten gelang es, die Königin von England dafür zu interessieren, daß die Verpflichtungen der Sängersin zu der Berliner Hofbühne, der sie ihre Ausbildung verdankt, gelöst werden konnten. Die Sängersin folgte ihrem Gatten nach Amerika, wohin sie auch ihre Eltern und ihre einstige Genossin, die Kuhmagd, und deren Eltern hat nachkommen lassen. Dem Meister Z. aber, ihrem „lieben Onkelchen“, schickte sie eine werthvolle goldene Uhr, die bei den Honoratioren Rauen's und besonders bei dem Amtmann — dem Gutsbesitzer in Berge bei Rauen, bei dem die Sängersin einst als Stubenmädchen gebient hat — viel Bewunderung erregt. — So erzählt die „Allgemeine Fleischzeitung“

* Eine täglich illustrierte Zeitung erscheint in London seit dem Beginn des Jahres unter dem Titel „Daily Graphic“. Dem gemagten Unternehmen thürnten sich anfangs derartige Schwierigkeiten entgegen, daß es mehrere male den Anschein hatte, als würde das Blatt wieder eingehen müssen. Jetzt sind indessen, wie die illustrierte Wochenschrift „Prometheus“ mitteilt, die Hindernisse als überwunden zu betrachten. Eine täglich illustrierte Zeitung hat bloß Sinn, wenn sie die Tagesblätter die Neuigkeit der letzten Tage dem Leser im Bilde vorführt. Es galt also, in wenigen Stunden eine große Anzahl Bilder herbeizuschaffen, die eingelangten, meist sehr flüchtigen Skizzen umzuzeichnen, diese Zeichnungen dann mit Hilfe der Photographie in druckfertige, für die Rotationsmaschine passende, also gebogene Matten zu verwandeln, endlich die Rotationsmaschinen derart umzugestalten, daß sie stündlich 8- bis 10,000 Exemplare eines reich illustrierten Blattes lieferten. Allerdings besitzen wir bereits Rotationsmaschinen für illustrierten Druck, und es werden u. a. „Ueber Land und Meer“ sowie Meyer's Konversations-Lexikon auf solchen Pressen gedruckt, sie arbeiten hierbei jedoch viel langsamer als es in dem vorliegenden Falle nötig ist. Diese Schwierigkeiten sind nunmehr, wie gesagt, als gelöst zu betrachten. Die Zeitung unterhält einen großen Stab von Berichterstattern und Zeichnern, die sich dahin begeben, wo „etwas los“ ist, und die dabei stets eine Anzahl Briefstauben mitnehmen. Die Zeichner vertrauen den Tauben ihre Skizzen an, während die Berichterstatter sich je nach den Umständen der Post oder des Telegraphen bedienen. Außerdem erhält die Zeitung, der englischen Sitte gemäß, von ihren Lesern täglich eine Menge Skizzen, Augenblicksaufnahmen usw., welche die Aufgabe der Redaktion sehr erleichtern. Die Zeichnungen werden photographisch, verkleinert oder vergrößert, auf Zink übertragen. Nach einer Stunde ist das Clische fertig; schließlich wird es stereotypirt und derartig gebogen, daß es genau einem Theile des Cylinders der Presse entspricht. Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachts beginnt der Druck und es liefern die Maschinen in der Stunde etwa 9000 Abdrücke der Zeitung, die aus 16 Folienseiten besteht und meist 40 bis 50 Bilder aufweist.

-W- **Wie schlafen die Frauen?** Ein deutscher Arzt antwortet auf diese Frage also: Es ist eine Thatsache, daß die Frauen im allgemeinen ein größeres Bedürfnis zum Schlafen als die Männer haben. Die Nervosität des weiblichen Organismus ist gewöhnlich größer als beim starken Geschlecht und deshalb sind bei den Frauen die Träume häufiger und ihr Schlaf ist leichter. Ihre Träume sind lebhafter und bleiben besser ihrem Gedächtnis eingeprißt. Die Frauen, welche viel träumen, schlafen meistens eine Stunde länger als diejenigen, welche nicht träumen; denn das Träumen macht müde. Wer ohne Träume zu haben schläft, erhebt sich des Morgens neugekräftigt vom Lager, was im anderen Falle nicht geschieht.

* **Einer der berühmtesten Verbrecher Spaniens**, der Räuber Antonio Luna Gisbert von Gorra, der im März d. J. aus dem Kerker von San Augustin in Madrid entkommen war, ist am 6. d. von der Gendarmerie des Kapitales zufällig wieder dingfest gemacht worden. Die Schuldeute wußten nicht, daß das Individuum wegen seiner an Mordthaten und Spießbübereien reichen Vergangenheit zu den gefährlichsten Inassen der spanischen Zuchthäuser gehörte und verhafteten es nur, weil es ihnen verdächtig schien und sich nicht ausweisen konnte. Schon im Alter von 10 Jahren begann Hr. v. Gorra seine Gaunertreibe und heute, wo er 43 Jahre alt ist, ist er bereits zweimal zum Tode verurtheilt und später zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe „begrabigt“ worden; außerdem wurden ihm noch hin und wieder kleinere Zuchthausstrafen auferlegt, deren Summe 150 Jahre übersteigt. Hr. v. Gorra ist nicht weniger als achtzehn mal aus dem Gefängnis entsprungen und hat seine Flucht stets mit der größten Schlaueit und Gewandtheit ins Werk zu setzen gewußt. Am „berühmtesten“ wurde sein Auszug aus Genta, obgleich diesem die letzte That des Verbrechers, die Flucht aus dem Kerker von San Augustin an List und Raffinement der Ausführung nichts nachgibt. Damals — in Genta — stürzte er sich ins Meer und erreichte, nachdem er 48 Stunden lang geschwommen war, die Küste von Afrika. Er ließ sich in Alger nieder und eröffnete hier sein Mordgeschäft von neuem. Nach dem er auf Requisition der spanischen Behörden ausgeliefert war, wurde er einstweilen in Melilla internirt. Doch schon nach wenigen Stunden gelang es ihm wieder zu entkommen und auf dem kurzen Wege vom Gefängnis nach dem Strande einen Mauren niederzustechen, mit dem er in kleine Meinungsverschiedenheiten gerathen war. Nach seiner letzten Flucht aus San Augustin hielt er sich lange Zeit in der Umgegend von Valencia auf, und es wird allgemein angenommen, daß er einer der Urheber des Ueberfalls gewesen sei, der vor einigen Tagen in einem aristokratischen Kasino dieser Stadt ausgeführt wurde, und dem zwei junge Adlige zum Opfer fielen. In der langen Reihe seiner Verbrechen figurten neben dem einfachen Diebstahl der gewaltsame Raubmord und der Lustmord, und in

dem ganzen spanischen Strafgesetzbuche giebt es kaum einen Paragrafen, der nicht auf Gorra schon angewendet worden wäre. Er wurde einstweilen wieder in San Augustin untergebracht, doch wird er jedenfalls bald nach San Miguel de los Reyes transportirt werden, — falls er nicht vorher schon wieder entflohen sein sollte.

* **Frosch-Zuchthausanstalten.** Man kennt bis jetzt Mastanstalten für Säugebiere und Geflügel aller Art, aber eine eigene Frosch-Zuchthausanstalt zu errichten, das war den Amerikanern vorbehalten. Wenn ein Gourmand gebakene Froschschenkel genießen wollte, wurden ihm solche von „wilden“ und ganz unkultivirten Thieren aufgetischt. Die Yankee's fanden jedoch, daß der Frosch, wenn er wirklich ein Federbissen sein soll, seinem Urzustande entrissen und in blamäufiger Weise „beredelt“ werden müsse. Zu diesem Zwecke wurde in Menasha, Staat Wisconsin, eine eigene Zuchthausanstalt errichtet, in welcher zweitausend Froschweibchen Aufnahme fanden. Jedes Weibchen legt 600 bis 1000 Eier, aus diesen schlüpfen nach 91 Tagen die Kaulquappen, die sich dann zum eigentlichen Frosch entwickeln. Man kann sich nun angehts der besonderen Pflege, die den weiblichen Schülzlingen der Menasha Anstalt zuteil wird, eine Vorstellung von der Vermehrung der Frösche in jenem Teiche machen. Die Gründer der Anstalt gedenken mit ihren Massifischen Ausführenden in weitestem Maßstabe zu treiben. Wie lange, dann wird sich eine Aktiengesellschaft dieses Geschäftszweiges bemächtigen und Froschfanten werden auf den amerikanischen, vielleicht auch auf den europäischen Börsen gehandelt werden.

* **Im Pflichteser.** Klassenlehrer: „Nun, ich wollte mich nur mal nach Ihnen umsehen; ich dachte eigentlich, Sie wären schulfreudig — sehe aber zu meiner großen Freude, daß Sie wirklich krank sind.“

* **Ein Vorzug.** A.: „Was soll denn dein Sohn werden?“ — B.: „Ich lasse ihn Staatsbeamter werden. So ein Staatsbeamter hat zwar nichts — aber er hat's sicher.“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Der Prinzregent von Baiern genehmigte den schon gestern gemeldeten Rücktritt des Professors v. Paulsch und ernannte Professor Loesch zum Direktor der Kunstakademie mit der Bestimmung, daß künftig der Akademiedirektor alle 2 bis 3 Jahre neu ernannt wird.

— Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft hält ihre Generalversammlung am 23. d. in Weimar ab, nachdem Tags zuvor der Vorstand zur Feststellung des Jahresberichts und Aufstellung des Voranschlags für 1891 zu einer Sitzung zusammengetreten ist. Auf der Generalversammlung wird Dr. H. Gené den Festvortrag halten über Shakespeare's scenische Formen und ihre Verhältnisse zur Bühne.

— Anlässlich des fünfundsanzigsten Jahrestages ihrer Gründung hielt die rumänische Akademie der Wissenschaften zu Bukarest am Montag eine feierliche Sitzung unter dem Präsidium des Königs und in Gegenwart der Königin und des Kronfolgers ab. Der König hielt eine Ansprache, die lebhaften Beifall hervorrief. Die Königin verlas ein selbstverfaßtes, noch nicht veröffentlichtes Gedicht. Unter die Anwesenden wurde eine Gedenkmedaille vertheilt. Abends fand Brunktafel von 70 Gedecken zu Ehren der Akademiker statt, an der auch die Ehrenmitglieder und Korrespondenten theilnahmen.

* **Eduard Engel, Ausgewiesen und andere Novellen.** Dresden und Wien, Verlag des Unterbum, Alfred Hanfchild. Von dem Verfasser erschien vor kurzem in dem gleichen Verlage eine Novellenammlung unter dem Titel „Wand an Wand“, welcher eine ungewöhnlich auszeichnete Anerkennung seitens der Kritik zuteil wurde. Dieser neue Wand lenkt die Aufmerksamkeit in mindestens gleichem Maße auf den Autor und bestätigt wiederum dessen glänzendes Erzählertalent. „Ausgewiesen“, „Paraskewula“ und „Ein Befehms“ nennt er die drei Novellen, deren jede ein Kabinetsstück feinsten psychologischer Schilderung darstellt.

* **Von Otto Ludwigs gesammelten Schriften** erschienen (im Verlage von Fr. Wihl. Brunow in Leipzig) die Bgn. 3-6. Der 2. Band der Schriften, der damit begonnen hat, enthält die berühmte Thüringer Dorfgeschichte: „Die Deiterethel“.

* **Katechismus der Projektionslehre.** Mit einem Anhang, enthaltend die Elemente der Perspektiv. Von Julius Hoch, Ingenieur und I. Lehrer an der Staatsgewerbeschule in Lübeck. Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen. VIII und 131 Seiten. Preis in Original-Leinenband 2 M. Verlag von S. S. Weber in Leipzig.